

KULTUR + PROGRAMM
FÜR BERLIN
Do | 12.04.12

BERLINER SZENEN

DIE NEUE ALTBLOCKFLÖTE

Absage

Zum ersten Mal überkam mich der Wunsch, wieder regelmäßig Blockflöte zu spielen, vor etwa zwei Jahren. Ich hatte von einem Blockflötenorchester in Neukölln gelesen, das meine Neugierde geweckt hatte. Ich schrieb eine Mail an den Dirigenten, aber seine Antwort mit der Ansage, ich müsste generell bereit sein, auch eine andere Flöte als Altblockflöte zu spielen, klang nicht wie eine Einladung, und ich spielte weiter allein zu Hause.

Vor einigen Tagen stellte ich fest, dass sich sowohl der Internetauftritt des 1947 gegründeten und aus 22 Laien bestehenden Ensembles als auch der Dirigent verjüngt hatten. Dieses Mal bekam ich eine nette Antwort mit der Aufforderung, am Donnerstag vorzuspielen. Mit meiner Flöte und sechs Fantasien von Georg Philipp Telemann fuhr ich in die Boddinstraße.

Ich wollte nicht übers Alter reden

Der neue Dirigent ist Jahrgang 1981 und ich war etwas aufgeregt. Aus Angst, zu schnell zu spielen, spielte ich zu langsam. Nachdem er mir ein Stück gegeben hatte, um mein Rhythmusgefühl zu prüfen, betrachtete er neugierig meine Flöte, ihre zum Teil deformierten Löcher und die, wie er fand, seltsame Formung des Mundstücks. Da erst merkte ich, dass nicht nur Menschen, sondern auch Musikinstrumente altern und mein Instrument fast 40 Jahre auf dem Buckel hat.

Na ja, tröstete ich mich, es ist eben eine Altblockflöte.

Ich wollte nicht übers Alter reden, sondern wissen, ob mein Können für das Orchester reicht. „Eher nicht“, lautete die Antwort. Geknickt nahm ich das Angebot an, der Probe beizuwohnen. Die vielen Frauen und wenigen Männer, die im Schnitt Mitte 50 waren, schafften es nicht, mich von meinem Wunsch abzubringen, wieder Flöte zu spielen. Im Gegenteil. Noch nie habe ich einen so lustig und sympathisch klingenden „Radetzky marsch“ gehört. Aber erst einmal besorge ich mir eine neue Altblockflöte, bevor ich aus dem allerletzten Loch pfeife. **BARBARA BOLLWAHN**

Die Hölle des Mainstreams

EXISTENTIALISMUS MIT FOTOGRAFISCHEN MITTELN Die Galerie Swedish Photography zeigt „Les Amies de Place Blanche“ – eine der bedeutendsten Serien des schwedischen Fotografen Christer Strömholm

VON RALF HANSELLE

Die Hölle, das ist die Andere!: Gina, Kissmie oder Carmen; Jacky, Cobra oder Caprice. Manchmal rekelte sie sich auf dem Bett wie eine verspielte Sirene; manchmal steht sie nur da wie ein verschüchtertes Mädchen. Immer aber bleibt sie die Andere. Die, die nicht zu passen scheint – in ihre Zeit, ihre Welt, ihren männlichen Körper. Der große schwedische Nachkriegsfotograf Christer Strömholm hat sie über sechs Jahre hinweg ins Visier einer Kleinbildkamera genommen; an der Place Blanche – inmitten des verruchten Pariser Viertels Pigalle. Es ist die Andere im Gaullismus der 50er Jahre; die Andere im heterosexuellen Mainstream.

Strömholm, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg nach Paris gekommen, bewohnte damals ein Zimmer im fünften Stock des Hotels Chappelle. Dort, nahe den Peepshows, hatte er sie kennengelernt: Jackie und Nana – zwei transsexuelle „Night Birds“. Ihre käuflichen Körper waren quasi die Ansparsumme für eine bald erhoffte Geschlechtsumwandlung. Die beiden öffneten Strömholm die Tür zu einer geschlossenen Gesellschaft – zu den Drag Queens und Transsexuellen in der Nacht am Montmartre.

Melancholisch, einfühlsam

Die Schwarz-Weiß-Porträts, die der damals 40-jährige Fotograf von ihnen gemacht hat, waren Existenzialismus mit fotografischen Mitteln: melancholisch, einfühlsam und stets empathisch. Ein Stil, der im Fremden das Eigene suchte. Das eigene Unvertraute; den eigenen Abgrund. Mit dem fotografischen Bild zu arbeiten, gestand Strömholm später einmal, sei seine Art, zu leben, gewesen: „Wenn ich meine Bilder genau betrachte, sind sie alle nichts anderes als Selbstporträts, ein Teil meines Lebens.“ Ein Teil, den der vor zehn Jahren verstorbene Schwede in den Altstadtvierteln von Marokko gesucht hatte, bei den Künstlern von Saint-Germain-des-Prés; unter den Kindern im spanischen Cuenca und eben auch bei Les Amies de Place Blanche.

Unter diesem Titel sind Strömholms Transvestitenpor-



Schöne der Nacht: Christer Strömholm, Place Blanche 1956–1962, Soraya Foto: Swedish Photography

träts in den 80er Jahren als Buch erschienen – Bilder voller Eros und Schönheit. Von Nachtgestalten, die weit glamouröser daher kommen, als Tagwandler es sich vorstellen können. Da ist zum Beispiel Gina: eine hochgewachsene Blonde im eng anliegenden Cocktailkleid. Sie posiert für die Kamera wie einst Marilyn Monroe in „Some Like It Hot“. Oder da ist Cynthia: ein Pin-up; ein Hingucker. Hingegossen wie aus dem Playboy. Nur eben der Phallus zwischen Cynthias Lenden, der wäre für das Männermagazin vermutlich zu viel.

Christer Strömholm fotografiert die Drag Queens meist situativ; bei Nacht und bei *available light*. Immer nah dran. Fast eine Freundschaft. Des Tags teilt er mit ihnen das Nachmittagsfrühstück, abends beobachtet er sie beim Anziehen und Schminken. Und dann, in den frühesten Mor-

genstunden, geht er mit ihnen auf die Straßen hinaus. Zu den Freiern und zu den Voyeuren. Zu denen, denen sie ihre Schönheit schenken – vergleichbar nur den Turteltauben, die Nightlife-Fotografen wie Brassai oder Robert Doisneau einst ebenfalls am Pigalle gesucht hatten.

Bis zu solch einfühlsamen Fotografien hatte Christer Strömholm einen langen Weg zurücklegen müssen. Einen Weg, so holprig wie das Kopfsteinpflaster am Place Blanche. Auch er, 1918 als Sohn eines Offiziers in Stockholm geboren, hatte früh mit dem eigenen Selbst zu kämpfen. Als er vier Jahre alt war, trennten sich Vater und Mutter; zehn Jahre später beging der fremd gebliebene Vater Selbstmord. Dann der Weltkrieg; der Widerstand; der Weg nach Paris. Eigentlich hatte Strömholm hier Maler werden wollen: 1946 aber

entdeckte er die Fotografie für sich – zunächst experimentell und formalistisch; doch dann stolperte der Einzelgänger über die Menschen. Die Menschen, mit ihren brüchigen Leben, mit ihren Unsicherheiten, ihrem Fremdeln im eigenen Selbst. Menschen wie die Transsexuellen am Montmartre: „Sie setzen sich mit ihrer eigenen Identität auseinander; und das war auch der Ausgangspunkt meiner eigenen Arbeit.“ Eine Arbeit, die Jahre brauchte, bis sie ihr Publikum fand. Selbst in Strömholms liberaler schwedischer Heimat gal-

ten die Porträts seiner „Freundinnen“ von Place Blanche als anrühlich und widerspenstig. Erst als der Fotograf in den 70er Jahren zu Ruhm gelangt war – als er Leiter der legendären Stockholmer „Fotoskolan“ und 1998 sogar Träger des begehrten Hasselblad Award geworden war –, begann sukzessive ein Wandel. Heute ist Christer Strömholm neben seinem Schüler Anders Petersen der wohl berühmteste Fotograf seines Landes. Ein Existenzialist. Ein Fotograf mit dem Blick auf die Anderen. Auf Sabrina, Nana und Mimosa – die Hölle des Mainstreams. Die Hölle, die einem sagt, dass alles eben auch ganz anders sein könnte.

■ Christer Strömholms Serie „Les Amies de Place Blanche“ ist noch bis zum 26. Mai in der Galerie Swedish Photography zu sehen. Karl-Marx-Allee 62. Mi.–Sa. 12–18 Uhr

Strömholm suchte im Fremden das Eigene. Das eigene Unvertraute; den eigenen Abgrund

VON GERÖSTETEN EICHHÖRNCHEN, SITZENDEN KNASTANIEN, BRENNENDEN KAMINCHEN UND DAUERGRINSENDEN STADTMAGAZINVERKÄUFERN

Wie im falschen Film

Eigentlich möchte ich bei ihm schon lang nicht mehr kaufen, aber sein Standort ist so praktisch, dass ich noch nicht mal vom Rad absteigen muss. Bei ihm: dem ambulanten Verkäufer des Stadtmagazins *Zitty*, der jeden zweiten Dienstag im Görlitzer Park steht, genau an der Stelle, an der ich vorbeimuss.

Der Mann hat im Wesentlichen zwei grobe Haken, respektive Vollmeisen: Zum einen lacht er stets freundlich; schon allein das ist mir zutiefst suspekt. Als Deutscher, als Berliner, als Protestant. Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Ich glaube nicht an Gott, bin kein gebürtiger Berliner und auch kein Nazi. Was ich meine, ist eher diese einzigartige Mischung aus Klemmig, versoffen und pedantisch. Mein Wesen ist so deutsch, dass ich beim Fahrradfahren ei-

gentlich eine Pickelhaube tragen müsste.

Doch die Mentalität hat auch unbestreitbar ihre Vorteile, denn sie versetzt mich in die Lage „gute Laune“ und „Leutseligkeit“ als das zu erkennen, was sie sind: galoppierender Schwachsinn und fehlende Distanz. Denn es ist ja nicht nur das blöde Grinsen. Sondern viel schlimmer. Jedem, der bei ihm ein Heft kauft, zwingt er „zum Dank“ einen kurzen Witz auf. Wenn man Glück hat. Wenn man Pech hat, sind es zwei kurze Witze. Heute habe ich Pech, denn aus Höflichkeit (die Tugend der Faulpelze, Feiglinge und Opportunisten) lasse ich mir die Zumutung gefallen. „Was ist braun und sitzt hinter Gitern?“ „Weiß nicht. Eichhörnchen“, sage ich lustlos und denke: „Mein Gott, mach schneller!“ – „Eine Knastanie.“ – „Okay.“ –

LIEBLING DER MASSES

VON ULI HANNEMANN



„Und jetzt noch ein kurzer.“ – „Bitte nicht.“ – „Also gut. Meinete wegen: Was brennt und hüpf durch den Garten?“ – „Hm. Eichhörnchen.“ – „Nein. Ein Kaminchen.“

Erstaunlich, wie viele Menschen, die über weniger Herz und Verstand als ich verfügen und daher unrealistischen Kitsch mit echten Gefühlen verwechseln, in einem Film à la „Die fabelhafte Welt der Anomalie“ oder „Die Liebenden von Pont Neuf“ ebensolche Typen „unheimlich toll und erfrischend“ fänden. „Unverfälschte Origina-

le“, die das Leben nicht korrumpieren konnte – es ist nur an ihnen vorübergegangen –, und das Publikum ist gerührt von diesen „Lebenskünstlern“, die der blasierende Regisseur im echten Leben selbst nicht mit der Kneifzange angefasst hätte: winkende Zwerge in karierten Hosen. Inkontinente Auguren, die Augenkrankheiten mit Wasserskikursen heilen. Dauerlächelnde Stadtmagazinverkäufer, die Witze erzählten.

Das echte Leben ist aber nun mal kein traumverzauselter französischer Film. Im echten Leben stehlen einem die „herrlich kauzigen Gestalten“ echte Lebenszeit, und ihr Grinsen geht einem auf die Nerven. Es gibt im echten Leben nämlich nichts zu grinsen. So klar kann und muss man das sehen. Ob der offenkundige Kontrollverlust an Drogenmissbrauch, Alkoholismus oder

einer irreparablen Schädigung des Schamzentrums im Gehirn liegt, ist dabei nebensächlich.

Auch bin ich mir sicher, dass solche „unabhängigen Freigeister“ gerade wegen ihrer Unabhängigkeit von Gewohnheit, Geist und Sitte jederzeit kippen können: In der harmloseren Variante schreien sie vermutlich stundenlang grundlos aus dem Fenster ihrer Parterrewohnungen oder onanieren in einem fort in leere Schnapsflaschen. In der weniger harmlosen fangen sie Eichhörnchen mit selbst gebastelten Drahtschlingen und rösten sie bei lebendigem Leibe über einem Feuer aus abgelaufenen Stadtmagazinen.

Davon möchte ich mich gern mittelfristig distanzieren. Ich weiß ja eh nicht, warum ich nur für eine Seite „Didi und Stulle“ jedes Mal 3 Euro 50 bezahle.